

125

SATELLIT

des

Siebenbürger Wochenblattes.

N 69.

Kronstadt, den 5. September

1841.

Auch Etwas über die Menschenpocken und die Kuhpocken.

(Hervorgehoben durch den Aufsatz des Hrn. Dr. Flachs aus Sachsen im Satelliten Nr. 23 1841.)

Zur Beförderung des Guten kann man nie zu viel thun. Altes Sprichwort.

Ich erkenne diesen Aufsatz dem vollen Inhalte nach für jenen eines redlichen Arztes, nur glaube ich noch Folgendes nachtragen zu müssen. — Es dringt sich jedem nur etwas denkenden Nichtarzte, umsomehr als er mit der Geschichte der Menschenpocken unbekannt ist, unwillkürlich der Gedanke auf: Wie es denn doch möglich sei, daß diese wenigen eingeeimpften Schutzpocken ein ganzes Heer der oft so bössartigen Menschenpocken zu heben im Stande seien, ohne daß andere sowohl innere als äußere Nachwehen zurückblieben?

Dieser Einwurf gegen die Schutzpocken-Impfung ist mir als 30jährigen ausübenden Impfarzte schon sehr oft gemacht worden.

Wir leben gegenwärtig in einer Zeitperiode, wo die Menschen nicht mehr blindlings glauben wollen, und wir Aerzte befinden uns ohnedem in der unangenehmen Lage, unsere Leistungen nicht mathematisch beweisen zu können; dennoch hoffe ich jenen mir gemachten Einwurf mit Nachfolgendem so zu beleuchten, daß es auch ein Laie zu begreifen im Stande sein wird. — Der Mensch kommt, außer er wäre schon im Mutterleibe von den Blattern angesteckt gewesen, in dieser Beziehung ganz gesund zur Welt, und bleibt es, in so lange er nicht von den Blattern angesteckt wird. In der menschlichen Natur ist jedoch die Empfänglichkeit, mit andern Worten die Möglichkeit, von der menschlichen Blatternseuche angesteckt werden zu können, vorhanden, was bei Thieren für diese Seuche nicht der Fall ist, so wie umgekehrt wir wieder für mehrere Krankheiten der Thiere keine Empfänglichkeit haben. Zum Beweise, daß der Mensch ganz gesund, d. h. mit keinem Blatterngifte behaftet, zur Welt komme und, außer durch Mittheilung dieser Krankheit, es bis in seinen Tod bleibe, diene folgende unumstößliche Wahrheit.

Erstens. Diese Krankheit war vor dem Jahre 572 nach Christo in der alten bekannten Welt ganz unbekannt, und die Menschen lebten, ohne von ihr eine Ahnung zu haben, ganz gesund, bis sich dieselbe nach dem oben erwähnten Jahr allmählig über ganz Europa

und Asien mit der größten Wuth verbreitete, viele Millionen Menschen von jedem Alter und Geschlecht dahinkrafftete und sogar einheimisch wurde.

Zweitens. Die Amerikaner kannten diese Krankheit vor der Entdeckung ihres Welttheils gar nicht, sie wurde ihnen erst aus Europa zu Theil, wo sie dann, wie jede neue Krankheit, mit der größten Wuth austrat; und dennoch waren die Amerikaner vor der Ansteckung gesund.

Drittens. Es gibt heutzutage noch Gegenden auf unserem Erdförper, wo diese fürchterliche Krankheit noch unbekannt ist, und die Menschen sind trotzdem, daß sie kein Gegengift in sich haben, gesund.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß es wohl glaublich sei, daß solche Menschen, welche noch nie von dieser Krankheit angesteckt gewesen, kein Gift der Art in sich haben und daher auch keinen aus demselben entspringenden Uebeln ausgesetzt sein dürften; aber mit unseren Eltern, Voreltern u. s. w. diese Krankheit oft mit Gefahr des Lebens überstanden, verhalte es sich wohl anders? — Keineswegs. Jede Krankheit ist ein Kampf zwischen dem dem Körper mitgetheilten Krankheitsstoffe und der Natur; denn entweder muß die Natur den Krankheitsstoff gänzlich aus dem Körper schaffen und in diesem Falle folgt wieder vollkommene Gesundheit, oder der Krankheitsstoff wird umgeschaffen und dann folgen Nachkrankheiten anderer Art, nie aber in demselben Körper mehr die Blattern, oder aber unterliegt die Natur im Kampfe und es erfolgt der Tod.

Wenn daher sowohl der Mann als das Weib die ächten Menschenblattern ordentlich überstanden haben, treten sie in ihr altes Verhältnis, und den von ihnen erzeugten Kindern wird aus dieser Vermischung kein Blatterngift zu Theil. Eben so wenig können diese Kinder behaupten, daß, nachdem ihre Eltern die Menschenblattern ordentlich überstanden hätten, sie davon befreit sein müßten. Dies Letztere gilt auch von der Kuhpocke.

Nun entsteht aber die Frage, wie es denn zugehe, daß die wenigen gelinden Kuhpocken vor dieser fürchterlichen Ausdillagekrankheit schützen?

Wie schon erwähnt und bewiesen wurde, bringt der Mensch kein Pockengift, sondern bloß die Möglichkeit, von diesem Gifte angesteckt zu werden, mit sich auf die Welt. Unter diesen Umständen brauchen wir die menschliche Natur nur in der Art umzu-

125

125

stimmen, daß die Möglichkeit der Ansteckung oder Empfänglichkeit für diese Krankheit gehoben werde, und dies geschieht durch die künstliche Einimpfung der Kuhpocke; der Vorgang mag am wahrscheinlichsten folgender sein:

Die Menschenblattern haben mit den Kuhpocken fast einerlei Verlauf und Symptome, das vorzüglichste aber ist, daß beide die Eigenschaft besitzen, den menschlichen Körper nur einmal im Leben zu befallen; unter diesen Umständen müssen beide Krankheiten auf ein und dieselben Organe einwirken, folglich auch ein und dasselbe Resultat hervorbringen, d. h. wenn ein Mensch, welcher die ächten Menschenblattern überstanden hat, wie es die Erfahrung lehrt, nicht mehr von den Menschenblattern, noch von den Kuhpocken angesteckt werden kann, kann eben so wenig ein Mensch, der die ächten Kuhpocken ordentlich überstanden hat, von einer dieser Krankheiten mehr im Leben angesteckt werden,

die wenigen Ausnahmen, wo Menschen auch 2mal geblattert haben sollen, abgerechnet. Ich wenigstens habe an meinen und an andern Kindern vielfache Versuche der Nachimpfung angestellt, aber nie, weder an Geblatterten, noch an acht Geimpften mehr ächte Schulpocken erzielt. Ferner kann ich zuverlässig angeben, daß, nachdem während meiner 30jährigen Praxis die Menschenpocken in meinem Impfbezirke 4mal ausgebrochen sind und ich mir jedesmal die größte Mühe gegeben habe, nur ein einziges Individuum ausfindig zu machen, welches als acht geimpft mit den ordentlichen Menschenpocken behaftet gewesen wäre, ich trotz allem vorlauten Geschrei, daß Geimpfte eben so gut wie Ungeimpfte von den Blattern befallen werden, doch keinen einzigen solchen Fall gefunden habe.

Franz Peters,
Wund- und Impfarzt.

Benilleton.

Wie die That, so der Lohn.

Frau D** hatte eine herrliche Kaze, die ihr Liebling war; Herr v. S** machte sich das Vergnügen, das Thier todt zu schießen. »Fehlt es an Rehen, so schießt man Hasen, fehlt es an Hasen — Ragen! So sagt man doch!« dachte Hr. v. S** und erlegte das edle Vieh. Frau D** schwieg; doch sie sann auf Rache. Sie ließ in ihrem, wie in den Häusern der Nachbarn, Freunde und Bekannten eine Treibjagd auf — Mäuse anstellen, brachte glücklich einige hundert lebendige Exemplare zusammen, schloß dieselbe in einen Koffer und schickte ihn an Frau v. S**. Diese, eine Modedame, öffnete den Koffer eigenhändig, da sie glaubte, Frau D** schicke ihr einige Kleider nach der neuesten Mode zur Ansicht. Der Deckel ging auf, die Mäuse hüpfen heraus, Frau v. S** war einer Ohnmacht nahe, die Dienerschaft stürzte herein und die Mäuse verbreiteten sich im ganzen Hause. Als Hr. v. S** zu Hause kam und wüthend den Koffer näher untersuchte, fand er am Boden desselben das Billet: »Gnädige Frau, ihr Herr Gemahl schoß zu seinem Jagdvergnügen meine Kaze todt, ich erlaube mir jetzt, Ihnen meine Mäuse zu schicken.«

Ein Tagesbefehl Napoleons gegen den Liebesharm.

Ein tapferer Soldat von der ersten Compagnie der Garderegimentäre, Namens Jerome Gerbau, hatte sich am 11. Mai 1801, kurz nachdem das Heer von einem siegreichen Feldzuge zurückgekehrt war, durch einen Flintenschuß den Tod gegeben, weil er bei seiner Rückkehr die Geliebte, die er in der Heimat verlassen, mit einem Andern verheirathet fand. Es wurde darauf bei der Garde Folgendes bekannt gemacht:

Tagesbefehl.

St. Cloud, 22. Floréal, Jahr IX. der Republik (13. Mai 1801.)
Der Grenadier Gerbau hat sich in Folge eines Liebesverhältnisses den Tod gegeben. Er war im Uebrigen ein gutes Subject. Es ist dies das zweite Ereigniß dieser Art, das beim Armee-corps seit einem Monate sich zugetragen. Der erste Consul befehlt, in den Tagesbefehl der Garde zu setzen: daß ein Soldat den Schmerz und die Melancholie der Leidenshaften muß zu überwinden wissen; daß eben so viel wahrer Muth darin liegt, ein Seelenleiden mit Ausdauer zu ertragen, als unter dem Feuer einer Batterie ungerührt zu bleiben. Dem Harm sich ohne Widerstand überlassen, sich den Tod geben, um ihm zu entgehen, heißt so viel, als das Schlachtfeld verlassen, ehe man besiegt worden.
Gez. Bonaparte.

Contra-Signirt: Bessières.

Der Tagesbefehl that seine Wirkungen; von dem Tage an kam kein Selbstmord wieder in der Armee vor.

Das Lied vom Männerherzru.

Zwischen Pesth und Ofen lebt seit geraumer Zeit in steter Nomadenweise ein Literat, Namens Brecht v. Brechtenberg. Trozdem, daß bei seinem Anblick der hungrigste Wolf in den sehr sonderbaren Wechselfall gerathen müßte, ob er den Mann selbst, oder dessen wohlbestalltes Brutto in respectiven Anspruch nehmen solle, besitzt das Männlein ein sehr beachtenswerthes Talent, und es wäre ihm das brüderliche An-die-Hand-gehen einiger Handwerker, eines Banquiers und eines geschickten Mundkoches sehr zu wünschen; denn die literarischen Verkaufsanstalten Deutschlands sind für die Erhaltung der schlanken Statuen ihrer Pro-

ducenten
Lied vo
Saphi
fuß in
einem ge

(B
burg: D
im 72te
berg's
tuose, s
voller E
serischen
und wo
Kenntn
vor sein
gabe ei
des In
Kirchen
welchen
könnid
Erwigk

A
die au
nur di
im Ho
müssen
Corfer
dient.
daß er
wegen
selbst
wohnt
der A
demse
Würd
liche
führt
zufan
ihrer
erwä
bei
eine
diese
Mer
goffe
sinn
für
sein
sch
ber

125

ducenten gar zu besorgt. — Eben erscheint von ihm: Das Lied vom Männerherzen, als Gegenstück zu dem M. G. Saphir'schen Liede vom Frauenherzen. Leichter Redefluss in pikanter Form, viel Witz und Satyre machen es zu einem gelungenen Gedichte.

Anepigraphische Neuigkeiten.

(Bernhard Romberg todt.) Man schreibt aus Hamburg: Die musikalische Welt hat durch den am 13. August hier im 72ten Jahre seines Alters erfolgten Tod Bernhard Romberg's einen großen Verlust erlitten. Nicht allein als Virtuose, sondern auch als gründlicher Theoretiker und geschmackvoller Componist ausgezeichnet, vereinigte R. mit dieser künstlerischen Eigenschaft auch die eines gemüthlichen, angenehmen und wohlwollenden Gesellschafter's und Freundes. Die genaue Kenntniß seines Instruments veranlaßte ihn, wenige Jahre vor seinem Tode seine gesammelten Erfahrungen zur Herausgabe einer Violoncellschule zu benützen, die für alle Spieler des Instruments unentbehrlich ist. — Sein talentvoller, als Kirchencomponist berühmter Vetter, Andreas Romberg, mit welchem Bernhard R. im J. 1790 Mitglied der trefflichen kurböhmischen Kapelle gewesen, war ihm schon längere Zeit in die Engekeit vorausgegangen.

Auf Corsica besteht noch, wenigstens in vielen Häusern, die aus der alten rohen Zeit sich herschreibende Sitte, daß nur die Männer sich an den Tisch setzen und von den Frauen im Hause, welche dabei ihre schönsten Kleidungsstücke anlegen müssen, bedient werden. Die Frau findet überhaupt bei den Corsen noch nicht die achtungsvolle Behandlung, die sie verdient. Sie steht noch in einer so untergeordneten Stellung, daß es fast beispiellos ist, sich einer Frau oder eines Mädchens wegen zu streiten oder gar zu schlagen. Zanken sich 2 Frauen selbst miteinander öffentlich, so stellen sich alle männlichen Bewohner des Dorfes um sie herum. Der Vater, die Brüder, der Mann einer Jeden sehen dem Zanke zu, ohne Theil an demselben zu nehmen oder sich hinein zu mischen, damit »ihre Würde als Männer darunter nicht leide.« Kommt es zu Thätlichkeiten, so nimmt jeder Mann seine Frau am Arme und führt sie nach Hause. Abends kommen diese Männer wieder zusammen, sprechen mit einander und erwähnen den Streit ihrer Frauen gar nicht. — Der Reisende, der dieses erzählt, erwähnt noch einen andern Charakterzug der Corsen, der sich bei keinem andern Volke Europa's findet. Es war einmal eine sehr einträgliche Stelle vacant, die des Henkers, und auf dieser Insel, auf welcher jeden Tag ein Mord geschieht, wo Menschenblut aus Rache und falschem Ehrgefühl täglich vergossen wird, wo jede Familie über den Tod eines Feindes nachsinnt, auf dieser Insel fand man auch nicht einen Mann, der für Geld tödten wollte. Kein einziger Corse wollte Nachrichten feil und man mußte einen aus Frankreich kommen lassen, wo sich zu jedem erledigten Nachrichtenposten 80 bis 100 Bewerber finden. —

Ein Engländer aus einer angesehenen Familie machte vor Kurzem, nachdem er viele Jahre lang der seltsamsten fixen Idee nachgegangen, seinem Leben ein Ende. Seit 20 Jahren ließ er sich jedes halbe Jahr einen neuen Sarg machen, den er jedesmal versuchte, aber der ihm niemals recht war. Brachte ihm der Tischler den bestellten Sarg, so maßelte der Engländer daran, wie ein Stutzer an dem neuen Frack. Er legte sich in den Sarg hinein, doch dieser paßte niemals, war bald zu lang, bald zu weit, drückte ihn bald an den Achseln — kurz, etwas war immer daran auszusetzen. Zwölf Tischler hatten schon für den wunderlichen Mann gearbeitet und keinem war es gelungen, ihn zufrieden zu stellen. Endlich gelang es dem letzten und der Engländer zeigte seinen Freunden an, nun scheide er gern aus dem Leben. Er lud sie alle zu sich, und nachdem er Sift genommen, legte er sich vor ihren Augen in den Sarg und starb.

Keszthely, 29. Juli 1841.

Die Verlesung der Classification für das zweite Semester in den hiesigen Gymnasien ist mit größerer Solennität als gewöhnlich vollzogen worden. In großer Zahl waren hiesige und fremde Gäste erschienen, um Zeugen zu sein bei der Vertheilung von beinahe 600 fl. W. W. an die ausgezeichneteren Schüler, zur Unterstützung und Aufmunterung derselben. Der hochherzige Spender dieser Summe ist der hochw. Georg Fejér, k. Rath, Probst und Domherr des Großwardeiner Domcapitels, der, von Dankbarkeit gegen seinen Geburtsort und von Mitleid gegen arme Schulzöglinge bewogen, die Anordnung traf, daß in der Folge alle Jahre an 10 vorzüglich sich auszeichnende Zöglinge diese Summe ausgetheilt werde, wovon 2 Schüler der Grammaticalclassen, jeder 50 fl., ein Zögling der Rhetorik 80 fl., zuletzt einer der Poesie 120 fl. erhalten solle — eine Anordnung, die zu Ende dieses Schuljahres zum ersten Male vollzogen wurde. Ferner bestimmte der großmüthige Spender rücksichtlich des Zöglings der Poesie, daß derselbe, wenn er die philosophischen Studien in Raab mit Vorzug beenden sollte, ein Stipendium von 150 fl. W. W. erhalten solle. Doch diese Spenden sind unbedeutend gegen die Foundationen, die der Edle zur Unterstützung der Waisen und ihrer Erziehung in seinem Geburtsorte Keszthely gegründet. Diese Foundation beträgt die Summe von Einmalhunderttausend Gulden. Nach des hochherzigen Stifters Erklärung sollen, wenn ihm der Himmel das Leben noch länger schenkt, diese Spenden nicht die letzten für seinen Geburtsort sein.

Bonyhád (Tolnaer Comitat).

Der Kirchenconvent der evang. Superintendentur jenseits der Donau wurde in Folge eines Superintendentalbeschlusses — vermöge welchem diese Convente alljährig in einem andern Seniorate abgehalten werden — das erste Jahr, am 22., 23. und 24. Juli, unter dem Vorhitz der allgemein verehrten geistlichen und weltlichen Präsidenten, nämlich des k. Rathes und

125

hochw. Hrn. Superintendenten, Dr. Johann v. Kis und des Superintendental-Inspectors und Septemoirs, Stephan v. Matkovics, im Tolnaer Seniorate, namentlich in der Bonyhader Gemeinde und Kirche abgehalten, bei welchem Convente, trotz der drückenden Hitze, auch aus den entferntesten Senioraten zahlreiche Prediger und weltliche Vertreter der evang. Kirche sich eingefunden haben. Einen rührenden und nicht genug zu würdigenden Beweis — nicht der Toleranz, welches Wort unter den Christen entehrend ist, sondern einer wahrhaft christlichen Liebe, gaben bei dieser Gelegenheit die Bonyhader Herrschaften, die zahlreiche Deputirte in ihre Wohnungen aufnahmen, und solche, namentlich der so hochgebildete Comitats-assessor und Bonyhader Grundherr, Alexander v. Perzel, der täglich glänzende Tafeln gab, gastfreundschaftlich bewirtheten. Doch selbst die übrigen katholischen Bewohner von Bonyhad, die durch die Vorsteher ihrer Gemeinde ihre Wohnungen zu Quartieren antragen ließen, bestätigten die trostvolle Ueberzeugung, daß der Geist der Liebe auch schon unter dem gemeinen Volke herrschend geworden ist. — Außer den gewöhnlichen, die Kirche und das Schulwesen betreffenden Verhandlungen verdienen von diesem Convente erwähnt zu werden: Die Tagesfrage, welche sich auf die Vereinigung der protestantischen Schwesterkirchen in Ungarn und auf die in Pesth zu errichtende protestantische hohe Schule bezieht, welche durch den verehrten emeritirten ersten Vicegespan des Tolnaer Comitats, Hrn. Daniel v. Csapó, aufgeregt wurde und einen übereinstimmenden Anklang gefunden hat. Es wurde den Deputirten zum diesjährigen Pesther Generalconvent aufgetragen, daselbst, von Seite dieser Superintendentur, die ersuchte Vereinigung nach Kräften zu fördern und zu unterstützen. Eine längere Verhandlung verursachte ein bestehendes Statut in der Superintendentur, nach welchem die Predigergehilfen in jenen Gemeinden, wo sie als Capläne angestellt sind, nicht unmittelbar Prediger werden können. Der größere Theil der Geistlichkeit wünschte dieses Statut, welches sonst in keiner Superintendentur besteht, auch für die Zukunft beizubehalten; mehrere weltliche Herren und Prediger konnten sich mit diesem Statut nicht befreunden und wünschten es gänzlich aufgehoben, oder wenigstens beträchtlich modificirt zu sehen, um so mehr, da sich die Superintendentur selbst schon bei mehreren Fällen gedrungen fand, von diesem Statut abzuweichen. Die Frage, da man sich nicht vereinigen konnte, wurde an die Seniorate verwiesen, deren Meinungen am zukünftigen Convent eine Entscheidung herbeiführen werden. — Der durch die Superintendentur vor einigen Jahren begründete Prediger- und Schullehrer-Witwenfond erfreut sich des besten Erfolgs. Er wurde auf unbedeutende, den sparlichen Einkünften evangelischer Kirchendiener angemessene Opfer gegründet. Denn ein jeder Stadtpfarrer zahlt jährlich zu diesem Fond nur 5 fl. W. W., die Dorfprediger nach Verhältnis ihrer Gemeinden 2—3 fl., die Schullehrer einen dritten Theil von dem Betrag des Predigers, und überdies wird jährlich in jeder Gemeinde ein Mal ein Kirchenopfer für diesen Behuf veranstaltet. Diese jährlichen Beiträge bilden den Fond, der sich, da nur die Interessen un-

ter die Witwen vertheilt werden, natürlich von Jahr zu Jahr vergrößern muß. Dieses Jahr konnte man bereits jeder Predigerwitwe 60—70 fl., den Schullehrerwitwen aber 20—25 fl. austheilen. So gering diese Unterstützung ist, so ist es doch schon eine Unterstützung, die jährlich größer wird. Wenn die Superintendentur Wille und Kraft genug besitzen wird, auf der betretenen Bahn fortzuwandeln, so dürfte dieser durch so kleine Opfer hervorgerufene und im beständigen Wachsen begriffene Witwenfond, den übrigen protestantischen Superintendenturen zum Vorbilde dienen, und die Nachkommenschaft, die in dieser Beziehung auf reichere Unterstützung rechnen darf, wird das Andenken der Begründer dieser Anstalt segnen!

Gräg, 19. August 1811.

Der lange und feurig gehegte Wunsch, Ihre Majestäten den allergnädigsten Kaiser und die Kaiserin in unserer Hauptstadt zu begrüßen, ging gestern am 18. d. M. unter dem Jubelrufe von Tausenden ihrer Bewohner in freudige Erfüllung. Von der Weinzierlbrücke an, von einer Abtheilung der bürgerlichen Cavallerie begleitet, gelangten Allerhöchsthre Majestäten um 5 Uhr Abends zur Gränze des Pomeriums, woselbst nächst einem festlich geschmückten Triumphbogen, der die Inschrift: »Willkommen! geliebtes Herrscherpaar« trug, der gesammte Körper des Magistrates nebst den Repräsentanten der Stadtgemeinde aufgestellt war, und der Bürgermeister, Dr. Joseph Maurer, das Glück genoß, den Allerhöchsten Reisenden den Ausdruck der Gefühle der Liebe und Dankbarkeit gegen das erlauchte Herrscherpaar im Namen der Bewohner von Gräg in einer Anrede darzubringen. Von einem zweiten, noch großartigeren, mit flatternden Wimpeln geschmückten Triumphbogen auf dem Lendplaz war zur Rechten das uniformirte Bürgercorps mit einer Cavallerieabtheilung in größter Parade, zur Linken die festlich gekleidete Schuljugend aufgestellt. Hier wurden Ihre Majestäten von Sr. Exc. dem commandirenden Generalen Herrn Grafen von Rothkirch und Panthen ehrfurchtsvoll empfangen, und mit zahlreicher Suite und der Escorte der bürgerl. Cavallerie unter dem Donner der Geschütze und dem Geläute aller Glocken durch die Murovorstadt, über den Hauptplaz, woselbst die Zünfte mit ihren Fahnen und eine Division des Chevaulegers-Regiments Windischgraz mit ihrer Feldmusik aufgestellt waren, durch die Herren-, Neu- und Bürgergasse zur k. k. Hofburg begleitet. In sämtlichen Straßen und Plätzen waren Spaliere durch das k. k. Militär gebildet, und eine Compagnie des hiesigen Grenadierbataillons empfing die Allerhöchsten Herrschaften an der Hofburg im höchsten Waffenschmucke und mit klingendem Spiele. Sr. k. k. Hoheit der Erzherzog Johann, K. K. der Herr Landesgouverneur und Landeshauptmann, der Herr Kurfürst-Bischof v. Seckau, der Herr Landrathspräsident und alle Civil- und Militärautoritäten empfingen die Allerhöchsten Reisenden ehrfurchtsvoll in der Hofburg an der Treppe, worauf sich Allerhöchstdieselben zur Besichtigung des Desfilirens sämtlicher zum Buragthore hereinrückenden Truppen in den im Buragarten befindlichen Pavillon zu verfügen geruheten. Die Erscheinung des geliebten Landesherrn, die huldreiche Leutseligkeit der Landesmutter erfüllte alle Herzen mit freudiger Nahrung, und der Enthusiasmus für das Allerhöchste Herrscherhaus wurde in tausendstimmigem Seesensrufe der zum Theil aus weiter Ferne zusammengeströmten zahllosen z. enge laut.

M
 1. U
 Grän
 eine
 Jahr
 gende
 weit
 gehal
 merci
 zu fre
 die m
 Der
 aus d
 hinger
 käufer
 und
 Stad
 einer
 richt
 Gasse
 Aufm
 ten,
 diese
 eine f
 bude,
 det,
 sifbar
 Trom
 gehen
 zu je
 selbst
 dustr
 tigste
 zähl
 engli
 und
 Seid
 len g
 Gebr
 fische
 ducre
 aus
 denze